

Teuerung vor 100 Jahren.

Auch vor genau hundert Jahren, anno domini 1816, herrschte in manchen Gegenden Deutschlands, so vor allem auch in Westfalen, eine schwere Teuerung, die ihre Gründe hatte in Krieg und Missetaten. Otto Hue hat darüber allerlei bemerkenswerte Mitteilungen in dem damals in Dortmund erscheinenden „Westfälischen Anzeiger“ gefunden und in der „Vergarbeiter-Zeitung“ zusammengestellt. Ein Auszug aus diesen Mitteilungen dürfte weitere Kreise interessieren.

Die Hauptmasse des deutschen Volkes war damals noch landwirtschaftlich tätig; so hätte eigentlich, zumal die Vollständigkeit eine unergleichlich geringere war als heute, von einem Mangel an Bodenfrüchten keine Rede sein können. Aber in den verflochtenen Kriegsjahren war ein sehr großer Teil der arbeitsfähigen Mannschaft ihrem bürgerlichen Erwerb entzogen worden; viele verbluteten auf den Schlachtfeldern. Die Viehbestände wurden stark vermindert, viele Zugtiere fehlten. Landwirtschaftliche Maschinen gab es noch so gut wie gar nicht, also war der Arbeitermangel besonders fühlbar. Künstliche Bodenfruchtbarkeit konnte man auch noch nicht, der Stallmist schwand dahin mit den Viehbeständen. Die Wecker konnten darum nicht in der notwendigen Weise gemästet, durchpflügt werden; auch an feimfähigem Saatgut fehlte es. Dazu kam zu allem Unglück noch Mäuseplag und überreichlicher Regen!

Wehrfach stieg Hue bei seinen Forschungen auf merkwürdig „modern“ klingende Klagen über große Preisunterschiede in nahe zusammenliegenden Orten und auf die ebenfalls sehr bekannte Frage, ob denn in der Tat ein Kornmangel im Lande herrsche, oder ob es wahr sei, daß nach Frankreich viel Roggen und Weizen ausgeführt und verschifft wird. Sollte dies wirklich der Fall sein, und unsere eigene Gegenden zuletzt Brotmangel leiden...? Also wird im „Westf. Anz.“ vom 20. Juli 1816 geschrieben und dort ist ferner angegeben: „So 3 V. loften nach der neuen „Eberfelder Zeitung“ in Eberfeld 7 Pfund Schwarzbrot 18 1/2 Stüber, in Hörde will man 28 Stüber haben... in Dagen 11 Pfund Brot 28 1/2 Stüber loften, da solche in Hörde nur für 44 Stüber verkauft werden, und man kann auch nicht einmal für dieses Geld Brot haben... Ist wirklich Kornmangel vorhanden? Oder gibt es nicht noch Kornwucherer, die mit dem außerordentlichen Preise nicht zufrieden und das bereits vorhandene Getreide der geringeren brotbedürftigen Klasse von Menschen noch vergrößern wollen?“

Daß die Frage nach den Wucherern wohlberechtigt war, ist aus mehreren späteren Zuschriften klar ersichtlich. So heißt es im „Westf. Anz.“ vom 18. September: „Der Blick bei der schlechten Ernte dieser Gegend, dem mangelnden Gemüse, der stetigen Steigerung der Kornpreise und Lebensmitteln (Brot das Pfund schon 3 Stüber, Kartoffeln 1—1 1/4 Stüber), wer blickt mit Recht nicht traurig, fast fürchtlich in die Zukunft? Nur der Wucher dürfte spekulierend, gierig und froh Winter und Frühjahr erwarten. Rath und That muß geschafft werden. Die Regierung kann es, sie vermag es!... Auch der Wucher hört (dann) auf, den nur der Mangel erzeugte.“ Wir erfahren auch, daß damals schon die Heringe eines der Hauptnahrungsmittel des gemeinen Mannes waren, und zwar ein sehr wohlfeiles. Während aber früher der Hering „gewöhnlich zu 1/2 bis 1 Stüber verkauft“ wurde, sei der Preis infolge des „Seeckriegs und der Hafenperrung (napoleonische Kontinentalperre gegen England) so gestiegen, daß der Hering nur „Lugustware“ geworden. Nun seien zwar Heringe in „ungeheureren Mengen gefangen“, aber trotzdem stelle sich der Hering in Wäheim (Ruhr) auf 8 Stüber, „an einem anderen Orte, wo man ebenfalls mit Holland in direkter Verbindung steht, beständig 6 Stüber.“ Dazu werden „faule“ untergeschoben. Gegen diese Preissteigerung müsse „die Polizei jetzt ins Mittel treten“. Erleben wir jetzt mit dem Heringverlauf nicht das gleiche wie unsere Urgroßeltern?

Stark an die Gegenwart erinnern auch mancherlei Bemerkungen, durch „billige Kochrezepte“ der großen Notlage zu steuern. Wir erfahren aus den Kochrezepten, daß der Kartoffelpflanzenbau bereits 1816 in Westfalen „sehr gangbar besonders unter den geringeren Volksklassen geworden“ war. Der „Kartoffelkuch“ riet, die Kartoffeln vor dem Baden zu kochen, dann als „Kartoffelbrey unter Zutat von etwas Mehl und Ey oder Schweitz“ zum „Pfannkuchen“ zu benutzen; so würde Zeit gespart. Weiter wurden Rezepte angegeben für das Einmachen von Rüben, Stielmispel, Endivien; es wurde geraten, statt des Kaffees und des „nicht wohlfeilen Pfannkuchen“ zum Abendbrot mehr Milchsuppen, Gräben, Erbsen, Biebelbohnen, „bei dem großen Mangel und der Teuerung der Butter, gutes Weizenmehl mit Gemüße“ aufzusetzen. Schließlich wurden Ratsschlüsse für den stärkeren, frühzeitigen Anbau von Gemüse gegeben. Man glaubt in der Tat manchmal, unsere halbamtlichen Nachrichten über Ernährungsfragen zu lesen, so sehr hat der „Westf. Anz.“ diesen Nachrichten den Reiz der Neuheit geraubt.

Auch die behördlichen Maßnahmen sind wie ein Vorklang der heutigen Zeit. So berichtete der „Westf. Anz.“ aus Dortmund vom 20. Juli 1816: „Auch hier ist die Not sehr groß. Alle Vorräte sind aufgezehrt, Roggen ist fast für Geld nicht mehr zu haben, und ebensoviele Kartoffeln und sonstiges Gemüse. Häufig sieht man wahren Jammer.“ Die Vorräte seien „obrigkeitlich aufgenommen“, Unterstützungsbalkonen für die am schlimmsten Kostleidenden eingeleitet. Der Schreiber erklärt, die starke militärische Einquartierung, für die ausreichende Nahrung geliefert werden müsse, habe den Notstand sehr erhöht: „Seit dem November 1813 hat Dortmund durch Einquartierung ungeheuer gelitten; ganz frei davon war es seitdem kaum einige Monate.“ Die folgenden Schilderungen sind größtenteils eine Kritik der starken militärischen Belastung der Dortmunder, — mehrere weiße Stellen in dem Artikel verraten den Stiff des Polizeigenossers!

Die große Verarmung der Bevölkerung durch die lange Kriegszeit und die Missetaten kommt ferner zum Ausdruck durch häufige Klagen über „Vetierumwesen“. Aus Schwelm berichtet „ein Reisender“, hier sei „die Vetteley noch im Schwange“. Im Juli beklagt sich „ein Landmann“ im „Westf. Anz.“, in den Städten sei der „Straßenbetteley... durch die Nachsamkeit der Polizei zwar fast überall gesteuert“. Allein die „armen Landleute“ litten nun desto mehr von „der Jüdringlichkeit der unerschämten Vetteley, die schaarenweise (1, oft 40 Personen in einem Tage und vor den Thüren liegen!“ Ueber viele Diebstähle an Feldfrüchten wird weiter gellagt. Der rohe Ton des „Landmanns“ beweist, daß er den ganz natürlichen Zusammenhang zwischen der Volksverarmung, der zunehmenden Betteley und den zahlreichen Frucht Diebstählen nicht kannte oder es nicht kennen wollte.

Recht interessant ist auch zu sehen, wie vor 100 Jahren das notleidende Volk es auch schon sehr bitter empfand, zusehen zu müssen, wie einige Wenige die „Kriegsnotkonjunktur“ kräftig ausnützten. Im „Westf. Anz.“ vom 18. Juli wurde es scharf gerügt, daß „auch zwischen Weser und Rhein“ sogenannte „Ganner-Prozente“ bei der Einnahme von „Verpflegungsgeldern“ gemacht wurden. Das wurde damals ein „französischer Laichengriff“ genannt in Erinnerung an despotische französische Beamte (Westfalen war bekanntlich von 1806 bis 1812 das Königreich des immer lustigen Hieronymus), die ihre Amtszeit zur persönlichen Bereicherung ausnützten.

Kleines Feuilleton.

Kleines Theater: „Chejanatorium.“

Ein Arzt, der eine Heilanstalt unterhält für zahlungsfähige Frauen, die über mangelndes Verständnis ihrer schlechteren Ehehäften klagen, um sie nach neuen psychologischen Rezepten zu kurieren — das hätte Stoff für eine amüsante Hermann-Bahr-Romodie geben können. Sein drollig-naiver Doktor Jura im „Konjert“ ist ein Musterbeispiel dafür, wie sich dem endlos diskutierten Thema der Ehestands- und Freien-Liebe-Theorien noch immer paradox originelle Pointen abgewinnen lassen. In dem Dialog des Lustspiels von Heinrich Jigenstein spricht kaum irgendwo ein Fünftel solcher Geistes auf. Die Weisheit seines Doktor Frank gehört zur ältesten Komödienweisheit, nach der sich die in dem Gefühl gesicherten Besties kalt gewordene Reizung durch das Erwecken eifersüchtiger Instinkte am besten beleben läßt. Er ist ein Typus selbstgefällig geschwätzigen Bedantentums, über den der Autor selber sich mokiert, doch dem er leider in dem Stück unbeschränkte Redefreiheit zuerkennet. Die Erfindung der Situationen, die ganz von der Gewalt-samkeit des überkommenen Schwankstils lebt, kommt nur an einigen Stellen, deren drastischer Effekt aber wohl auch mehr dem Humor Georg Alexanders als dem des Autors zu danken war, über das Meerstrahnenbau hinaus. Außer Alexander machten sich Herr Albert Paul und die Damen Dora Galbo, Marie Vorhardt, Clara Reigert und Ruth Ehsend um den Erfolg verdient.

Künstliche Gliedmaßen aus Pappe.

Die außerordentlichen Fortschritte, die bei allen Kriegsführenden in der Herstellung künstlicher Gliedmaßen gemacht wurden, befähigen die Amputierten, sich mehrere Monate nach überstandener Operation mit Hilfe dieser Kunstglieder ziemlich frei zu bewegen; doch bis zur völligen Ausheilung des Operationsstumpfes ist der Gebrauch der endgültigen Prothese nicht möglich, da die Wundstellen durch das Gewicht der aus Holz oder Stahl verfertigten Kunstglieder noch zu sehr angegriffen würden. Um den Verwundeten aber auch schon in dieser Zwischenzeit eine Bewegungsmöglichkeit zu bieten, erhalten sie leichte provisorische Kunstglieder, die bereits nach mehreren Wochen benötigt werden können. Eine neue Verbesserung auf diesem Ge-

biete wurde nunmehr durch die Erfindung eines dänischen Arztes, des Dr. Zugo Svindt, geschaffen, der solche provisorischen Prothesen aus dem billigsten und leichtesten Material, nämlich aus Pappe, herstellt. Diese künstlichen Beine aus Pappe können schon zwei bis drei Wochen nach der Amputation, also noch vor endgültiger Verheilung der Wunde, gebraucht werden. Zur Herstellung eines solchen Kunstbeines werden zwei Pappstücke in der gewünschten Länge ausgeschnitten, oben breiter als unten. Diese Pappstücke werden in Wasser aufgeweicht und dann mit der Hand gebogen. Wenn sie getrocknet sind und ihre frühere Härte wieder erlangt haben, werden sie durch Leinwandstreifen, die in Fischleim und Leinöl getränkt wurden, aneinander gefestigt und erreichen so eine außerordentliche Widerstandsfähigkeit. An dem unteren Ende wird ein rundes Holzstück mit einem Gummiüberzug angebracht, um den Stoß beim Gehen abzufächeln. Einfache Hofenträger aus Leinwandstreifen, kreuzweise über die Schulter gelegt, dienen zur Befestigung. Da diese Pappbeine außerordentlich leicht und innen hohl sind, wird die Wunde genügend gekühlt, so daß selbst in schweren Fällen diese Konstruktion sich als äußerst verwendbar erweist. Die Herstellung solcher Kunstbeine aus Pappe nach Maß ist in allerzürstester Zeit möglich, und „Gaulois“ weiß aus der dänischen Versuchsanstalt in Paris zu berichten, daß ein amputierter Oberst, der dort auf Krücken ankam, bereits nach einer Viertelstunde mit einem solchen Pappbein, nur auf einen Stoß geküßt, das Lagerbett wieder verlassen konnte. Der Preis eines solchen Kunstbeines, das übrigens die Verwundeten auch selbst herstellen können, soll im Durchschnitt nur 2 Frank betragen.

Die ersten Gasanstalten Deutschlands.

Im Jahre 1816 brannte die erste Gaslampe auf dem europäischen Festlande, und zwar in Freiberg in Sachsen, wo eben die Bergakademie ihr 150jähriges Jubiläum gefeiert hat. (Der Druckfehler- teufel ließ bei unserer Nachricht über dieses Jubiläum aus dem Freiberg ein Freiburger werden.) Der jene erste Gaslaterne aufleuchtend ließ, war der Chemiker und Hüttenmann Wilhelm August Lampadius. Er trug an der Bergakademie Technologie vor. Er hat nicht nur auf der Haldebrücker Hütte die erste europäische Gasanstalt errichtet, er ist auch der Entdecker des Schwefelkohlenstoffs, und war einer der ersten Gelehrten, die sich mit der Electrochemie beschäftigten. Schon 1818 finden wir dann eine Gasbeleuchtung auch in Essen. In einer Beschreibung jener Zeit ist die Angabe enthalten, daß ihr Begründer aus Steinlohe in einem Behälter so viel Gas ansammeln konnte, daß dadurch 17 Lichte vier bis 5 Stunden gepeist werden konnten. Das wurde als großer Fortschritt gepriesen und als Beweis dafür genommen, daß man vor den Engländern jetzt nicht mehr zurückzusehen brauche.

Die Riechorgane der Insekten.

Die Riechorgane der Insekten sind keine Gräbchen oder winzige Sinnesorgane, die nur mit dem Mikroskop wahrnehmbar sind. Ueber ihre Zahl, die bei den verschiedenen Insektenarten und auch bei den beiden Geschlechtern verschieden ist, macht Ges. Rat Professor Dr. Börg in der „Deutschen Parfümerie-Zeitung“ interessante Mitteilungen. Die Honigbiene hat 14—15 000 Gräbchen und etwa 200 Organe an jedem Fühler, der Matfäher (Männchen) besitzt deren 89 000, während das Weibchen nur 8000 solcher Organe an jedem Fühler trägt. Die Männchen einer zur Gattung Trypialis gehörenden Heuschrecke tragen an jedem Fühler 2000, die Weibchen nur 1300 Geruchsorgane. Ueberall also, wo dem Männchen die Aufgabe zufällt, das Weibchen aufzusuchen, weil es entweder verdeckt lebt oder weil die Vereinigung der Geschlechter vorzugsweise in der Nacht erfolgt, besitzt es eine größere Zahl von Geruchsorganen.

Notizen.

- Zum Rektor der Universität Berlin für das Studienjahr 1916/17 ist der Gynäkologe Geheimrat Professor Dr. Ernst Wumm, Direktor der königlichen Universitäts-Frauenklinik, gewählt worden.
- Theaterchronik. Im Trianon-Theater wird am Freitagabend zum ersten Male „Die Strohwitwe“, ein dreitägiger Poffenschwank von Robert Risch und Wilhelm Jacoby, zur Aufführung gelangen.
- Die Vorsorglichen. Im letzten „Simplicissimus“ sehen sie am Stammtisch. „Es ist doch ein erhebendes Bewußtsein, daß in der jetzigen schweren Zeit arm und reich mit der gleichen Nahrungsmenge zufrieden ist“, sagt der eine. „Ja“, meint darauf der andere, „daß ma sei Vorräte net hätt.“ — Und ein Gespräch auf dem Markte: „Wat seht denn gleich so dummig über die Höchstpreise aus?“ — „Nanu, soll id vielleicht die Leibstrafen aus meiner Tasche bezahlen?“

Für tot erklärt.

Von Ernst Wichert.

„Gut denn, noch einen lustigen Tanz, Annika,“ sagte der Krüger, „und dann ins erluste Leben hinein.“ Sie lehnte sich auf seinen Arm und folgte ihm in den Kreisel der Tanzpaare; aber schon nach wenigen Umdrehungen merkte er an ihrem hastigen Atmen, wie sehr sie erschöpft war, und entzog sich mit ihr in der Nähe der Ausgangstür wieder dem Strudel, um wo möglich ungeschrien zu entschleichen. Da —

Es war ein entsetzlicher Schrei, der plötzlich die Gesellschaft erschreckte und selbst den Trompeter außer Fassung brachte, der noch eben dem mitwolkenden Brautpaare zu Ehren seine brillantesten Läufer losgelassen hatte. Er kam von der Tür her — die Tanzenden stoben auseinander, die Trinkenenden brachen entsetzt aus der kleinen Stube vor, die Musik schwieg. Annika lag ohnmächtig auf dem Boden, Konrad starrte nach der Tür hin, wie auf ein Gespenst, und dieses Gespenst war der Matrose, der hoch ausgerichtet am Eingange stand, mit seinen Armen den Weg sperrte und fürchterliche Blicke auf die Gruppe gegenüber schob.

Einen Moment herrschte lautlose Stille, dann murmelten die Zunächststehenden zaghaft und leise: „Peter Klars!“ Das Schreckenswort pflanzte sich weiter und weiter fort, wurde immer lauter und vielstimmiger wiederholt. Es wurde von den vor den Fenstern Stehenden aufgefunden und weiter geleitet; bald hörte man von hundert Stimmen wild durcheinander rufen: „Peter Klars lebt — Peter Klars ist ange- lang.“

„Ja, Peter Klars lebt!“ rief der Matrose mit gellender Stimme, „Peter Klars lebt und kommt, sein Weib abzuholen.“ Dabei sah er mit einem herausfordernden Blicke rings im Kreise herum, als ob er fragen wollte: „Wer wagt's, sie mir vorzuenthalten?“

Dann aber, als alles umher schwieg und selbst Konrad Hilgruber wie betäubt dastand, sank er neben Annika zur Erde nieder, bedeckte ihren kalten Mund und die geschlossenen Augen mit seinen Küssen, streichelte ihr blondes Haar, hob ihren Kopf auf seinen Arm und presste ihn an seine Brust. Dabei gab er ihr die süßesten Schmeichelnamen, bald in deutscher, bald in litauischer Sprache, und bat sie, doch ins Leben zurückzukehren. „Ich bin es ja!“ rief er, „ich bin's, den Du verloren glaubtest, und ich habe Dich wieder und halte Dich

in meinen Armen und verlasse Dich nie mehr — wach auf, Annika, wach auf und komm mit mir! Was hast Du alles leiden müssen meinetwegen, Annika, Du schönes, liebes Weib, aber nun ist's vorbei, nun ist alles wieder gut — nun bleiben wir zusammen bis an unser Lebensende.“ Und wieder küßte er sie und wieder drückte er sie an sich; auf der ganzen Welt schien in diesem Augenblick für ihn nichts zu sein als sie.

Annika hörte alles, aber es war ihr, als ob sie sich nicht regen könne, und sanft zum Tode hinüberträume. Und dann überkam sie eine fürchterliche Angst, daß sie doch zur Wirklichkeit erwachen müsse; eine Pentnerlast legte sich auf ihre Brust und verlegte ihr den Atem — sie wollte schreien und konnte keinen Laut herausbringen; sie wollte weinen, aber statt der Tränen quollen die Blutstropfen langsam vom Herzen nach den Augen und verfielen dort in den brennend heißen Höhlen. Es war ein schrecklicher Zustand, den endlich ein heftiger Krampfanfall erleichterte. Sie schlang die Arme um seinen Hals und schluchzte an seiner Brust: „Du kommst zu spät.“

Der Seemann fuhr erschreckt auf: „Zu spät? Annika! — Du kannst nicht mehr zu mir zurück?“

„Töte mich,“ jammerte sie, „töte mich — ich habe ihm am Altare mein Jawort gegeben.“ „Und mir nicht?“ rief er aufgeregt. „Mir nicht zuerst?“ Er legte die Hand auf ihre Schulter, drückte sie von sich ab und betrachtete sie mit einem jornig strengen Blick. „Du hast mir Deinen Schwur nicht gehalten! — Du verprachst mir treu zu sein bis zum Tode — noch beim Abschied, Annika — und nun so bald alles vergessen? Untreu geworden Deiner ersten Liebe — abgefallen von mir! Wie willst Du das vor Gott verantworten? Und Du, Jämmerlicher,“ wandte er sich an Konrad, „wie willst Du's verantworten, Deinen Freund betrogen und beraubt zu haben! Gab ich unehrlich gegen Dich gehandelt? Sprich!“

Der Krüger wurde noch bleicher. „Du warst für tot erklärt,“ sagte er mit zitternder Stimme.

„Für tot erklärt!“ höhnlachte Peter Klars. „Wer erklärt die Lebenden für tot? Wer hat die Macht über Leben und Tod außer Gott? Das ist ein Puppenstück, für das ich Rechenschaft fordern werde.“ Er riß Annika wieder an sich und verdeckte ihr Gesicht mit der Hand. „Aber sie ist mein!“ rief er, „sie soll mein sein — ich liebe sie noch, sie ist mein Weib. Wenn ich ihr verzeihe, ist sie mein Weib, und ich will verzeihen, wenn sie bereit, ich will verzeihen, wenn sie mich

noch liebt. Ihr habt sie gequält und gepeinigt, bis sie nachgegeben hat, aber ihr Herz hat von dieser Treulosigkeit nichts gewußt. Ihre Schwäche und Not habt Ihr benutzt, aber es soll Euch nichts helfen. Ich liebe sie und sie ist mein Weib!“

Konrad Hilgruber wagte keinen Widerspruch; aber seine Mutter hatte sich bereits von dem ersten betäubenden Schreden so weit erholt, um vortreten und das Wort ergreifen zu können. So sehr sie gegen die Heirat gewesen war, so wenig war sie doch jetzt geneigt, ihren und ihres Sohnes Rechten irgend etwas vergeben zu lassen. Es ärgerte sie, daß Konrad nicht Einspruch tat und sich vor den Leuten nicht mutiger bewies. Sie stellte sich daher hinter ihn, rüttelte ihn an der Schulter und sagte so laut, daß alle Anwesenden es hören mußten: „Ich hoffe, mein Sohn hat nicht vergessen, daß er heute in der Kirche getraut ist. Die Ringe sind gewechselt, und der Pfarrer hat den Segen gesprochen.“

Peter Klars sah wütend auf. „Wer wagt hier mitzupredigen?“ fragte er herausfordernd.

„Ich!“ entgegnete sie vortretend, so daß sie nun dicht vor ihm stand. „Ich denke, Ihr kennt mich, obgleich Ihr Euch lange genug in der Welt herumgetrieben habt und vergessen haben mögt, wie es zu Hause aussieht.“

„Das Wort mag Euch der Teufel bezahlen!“ schrie der Matrose außer sich. „Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht einen Tag früher zurück konnte!“

„Ruhig, Mutter,“ bat Konrad, „wir dürfen nicht sein trauriges Schicksal außer acht lassen.“

„Aber wir dürfen uns auch nicht in unserem eigenen Hause Grobheiten sagen lassen,“ erwiderte sie streng. „Wir sind in unserem Recht und wissen nichts von Betrug und Falschheit. Es wäre mir lieb gewesen, Peter Klars, wenn Ihr gestern nach Hause gekommen wäret, sehr lieb. Es hätte mir nichts ausgemacht, die Vorbereitungen zur Hochzeit umsonst getroffen zu haben; denn ich habe sie nicht gewünscht und habe genug dagegen gesprochen. Aber heute steht die Sache anders. Annika ist meines Sohnes Frau geworden und wird seine Frau bleiben, ob es mir und Euch gefällt oder nicht. Und darum fordere ich Euch auf, dieses Haus zu verlassen und den Frieden der Eheleute nicht zu stören. Morgen ist die Krugstube wieder für jedermann offen, und ich will Euch den Eintritt nicht weigern, wenn Ihr wegen Eures Besitztums mit Annika abzurechnen habt oder über Euer Kind verfügen wollt. Steh auf, Annika, und folge mir. Du gehörst zu meinem Sohne.“ (Fortf. folgt.)

